

Inhaltsverzeichnis

Cover

Impressum

Autor und Klappentext

Titelseite

Buchanfang

Leseproben

Jürgen Bauer - Das Fenster zur Welt

Christoph Flarer - Am achten Tag

Clint Hutzulak - Ein wunderschön tödliches
Ende

Tobias Sommer - Dritte Haut

Tobias Sommer - Edens Garten

Tobias Sommer - Jagen 135

Jürgen Bauer **Was wir fürchten**

Roman



SEPTIME

Jürgen Bauer, Was wir fürchten
E-Book
ISBN: 978-3-903061-09-5

© 2015, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Alexander Riha
Umschlag: Jürgen Schütz
Umschlagfoto: © shutterstock-dubova

Printversion: Hardcover, Schutzumschlag, Lesebändchen
ISBN: 978-3-902711-38-0
www.septime-verlag.at
www.facebook.com/septimeverlag |
www.twitter.com/septimeverlag

Jürgen Bauer

Geboren 1981, lebt in Wien. Im Rahmen des Studiums der Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Wien, Amsterdam und Utrecht spezialisierte er sich auf Jüdisches Theater und veröffentlichte hierzu zahlreiche Artikel und Buchbeiträge. 2008 erschien sein Buch *No Escape. Aspekte des Jüdischen im Theater* von Barrie Kosky. Seine journalistischen Arbeiten zu Theater, Tanz und Oper erschienen regelmäßig in internationalen Zeitungen und Zeitschriften. Jürgen Bauer nahm mit seinen Theaterstücken zwei Mal am Programm »Neues Schreiben des Wiener Burgtheaters« teil. *Das Fenster zur Welt* ist sein Debütroman. 2014 wurde ihm das Aufenthaltsstipendium für junge deutschsprachige Autorinnen und Autoren des Literarischen Colloquiums Berlin zugesprochen.

2013 erschien bei Septime sein Debütroman *Das Fenster zur Welt*. 2015 erscheint mit *Was wir fürchten* sein zweiter Roman.

Klappentext

»Das erste Mal fühlte ich die Angst, als mein Vater Kornkreise in ein Feld am Ortsrand trat und meine Mutter mich losschickte, um ihn nach Hause zu holen, bevor die Nachbarn etwas bemerken konnten.«

Georg erzählt aus seinem Leben, das von Unruhe und Angst gezeichnet ist. Die Furcht vor seinem psychisch kranken Vater lässt ihn an allen Versuchen scheitern, Vertrauen und Stabilität zu finden. Erst als Erwachsener gelingt es ihm, die Kontrolle über sein Leben zu erlangen und sich sicher zu fühlen, bis traumatische Ereignisse die Idylle zerreißen und sein Verfolgungswahn erneut ausbricht.

Seine Mutter hält ihn für verrückt, Georgs Frau scheitert daran, ihn zu beschützen, und auch sein bester Freund glaubt nicht an seine Erzählungen.

Doch was, wenn Georgs Ängste berechtigt sind und die Menschen in seinem Leben tatsächlich ein Geheimnis verbergen? Was, wenn sich wirklich alles nur um ihn dreht?

Jürgen Bauer

Was wir fürchten

Roman | Septime Verlag

»*And I'd sell my soul for
Total control
Oh I'd sell my soul for
Total control over you
Over you
Total control over you.*«
The Motels

»*Sometimes paranoia's just having all the facts.*«
William S. Burroughs

Setzen Sie sich, ich erzähle Ihnen jetzt meine Geschichte.

*

Alles begann mit dem blutenden Mädchen, das am Naschmarkt zitternd in meine Arme fiel.

Meine Frau meinte zwar bis zuletzt, sie habe schon davor Anzeichen eines Rückfalls bemerkt, doch das sollten Sie ihr nicht glauben. Die Mauerteile in unserer Wohnung, der Vorfall mit unserem Vermieter, das waren nur Warnschüsse gewesen, nicht mehr, vollständig aus der Bahn geworfen hat mich erst das kleine Mädchen am Naschmarkt. Bis zu diesem Vorfall war ich gut darin, meiner Frau ein normaler Ehemann zu sein. Dazu musste ich lügen, musste mich selbst in zwei Personen teilen, aber wenn ich dadurch mein Leben in gewohnten Bahnen weiterleben konnte, war es mir recht. Es ging mir damals schon über so lange Zeit gut wie nie zuvor in meinem Leben. Ich durfte nicht zulassen, dass dieser Zustand so schnell enden würde. Zumindest nicht, ohne alle Beweise zusammenzuhaben, und die würde ich erst einige Wochen später in Händen halten. Erst dann würde ich es schaffen, endlich zu handeln und den Plan in die Tat umzusetzen, der seit geraumer Zeit in mir Form annahm. Doch noch war ich nicht bereit dazu.

Am Tag zuvor hatten wir meinen dreiunddreißigsten Geburtstag gefeiert, und obwohl ich früher nie gedacht hatte, dass ich je so alt werden würde, war ich doch zufrieden mit meinem Leben. In mir brodelte es zwar, aber das war ein Zustand, der mir seit Kindheit an vertraut war und mich nicht mehr überraschen konnte. Meine Frau bekam von all dem nichts mit, und das war das Wichtigste.

Ich dachte:

»Das ist alles nur in deinem Kopf.«

Ich dachte:

»Halt einfach den Mund und sei still.«

Alles, was in dieser Zeit passierte, fiel irgendwie an seinen richtigen Platz, nicht aber der verletzte Körper in meinen Armen, mit dem alles von Neuem begann. An dieser Stelle muss ich Ihnen wahrscheinlich von zwei Dingen erzählen: von dem Vorfall am Naschmarkt und von der Angst, die von da an mein Leben erneut bestimmte. Die Geschichte des kleinen Mädchens erzählt sich allerdings um einiges leichter, auch wenn das für Sie sicher schwer zu glauben ist. Für mich wurde sie zum Neubeginn von etwas, das ich längst in meiner Vergangenheit begraben geglaubt hatte. Nun musste ich von einer Sekunde auf die andere begreifen, dass ich mich selbst belogen hatte. Ich hatte geglaubt, ein ruhiges Leben mit meiner Frau führen zu können, ich hatte mir selbst eingeredet, dass Normalität möglich war. Nun wurde ich eines Besseren belehrt.

Es war ein Samstag. Wir hatten nach dem Aufstehen noch schnell einen Kaffee in der Küche getrunken, bevor ich mich auf den Weg zum Naschmarkt machte, um für ein ausgiebiges Frühstück einzukaufen. Es war Sommer und brütend heiß, also hatte ich nur Jeans und ein weißes T-Shirt angezogen, in der Hand hielt ich eine Tasche für die Einkäufe, die mir meine Frau kurz zuvor in die Hand gedrückt hatte, als sie mich zum Abschied auf den Mund küsste. Ich erinnere mich noch genau an diesen einen Moment in der offenen Tür. Ich glaube, es war das letzte Mal, dass ich Sylvia geküsst habe. Wirklich geküsst, nur aus Zuneigung und Liebe, ohne Hintergedanken, ohne den Kuss als Erpressung zu benutzen, als Absicherung oder gar als Druckmittel. Danach war alles irgendwie anders. Aus dem Stiegenhaus strich ein angenehm kühler Windhauch in das Vorzimmer unserer Wohnung, in der die heiße Luft diesen Sommer ohne Bewegung stand und dafür sorgte, dass man selbst nackt Schweißausbrüche bekam. Meine Frau war wunderschön an diesem Tag, vielleicht wollte ich sie auch nur wunderschön finden, weil ich endlich wieder unbeschwert sein mochte. Unbeschwert und sicher. In ihren zerzausten Haaren erkannte ich erste graue Strähnen, ich sah ihr breites Lächeln und vor allem die feinen Linien im Gesicht, die der Kopfpolster hinterlassen hatte, die kleinen Falten um ihre Augen und die etwas größeren, die sich von ihrem Mund zu ihrer Nase zogen. Meine Frau war einige Jahre älter als ich, was mir jene Sicherheit und Stabilität gab, die ich so dringend benötigte. Ich erinnere mich heute noch gut an ihr Äußeres, obwohl das Bild des blutenden Mädchens so viel stärker ist. Die Gedanken an das Lächeln meiner Frau an diesem einen Morgen hat es trotzdem nicht völlig ausgelöscht. Ihren Körper betrachtete ich damals nicht mehr, er hatte sich seit unserem ersten Treffen nicht verändert, ich musste ihn nicht mehr ansehen, um ihn mir vorstellen zu können. Ihr Gesicht jedoch erschien mir jeden Tag wie ausgewechselt,

weshalb ich es mir immer aufs Neue einprägen musste. Doch ausgerechnet an den Ausdruck in ihren Augen an diesem einen Morgen kann ich mich nicht mehr erinnern, vielleicht weil ich schon damals den Hauch einer Lüge in ihrem Blick zu erahnen meinte. Dabei habe ich meine Frau damals noch geliebt, ganz ohne den Zweifel anderer Gefühle. Ich liebte sie an diesem Morgen endlich wieder, fühlte erneut jenes Gefühl in mir, das ich schon Jahre zuvor bei dem Vorfall mit dem Messer in unserer Küche gefühlt hatte. Deswegen erinnere ich mich noch so gut, deswegen hat sich das Bild des Abschieds, der doch nur einem kurzen Abstecher zum Markt gelten sollte, so sehr in mein Gedächtnis eingepägt.

Einige Minuten später tauchte ich in das Gewühl des Naschmarktes ein und drückte mich an den Menschenmassen vorbei zu den Ständen, um das Übliche für ein Wochenendfrühstück zu kaufen. Die Hitze, die in den engen Gassen noch unerträglicher war, sorgte dafür, dass die Gerüche aggressiver als sonst in meine Nase drangen. Vor allem der Gestank des rohen Fleisches, der vor den hinteren Ständen bewegungslos in der Luft hing, war ekelerregend. Die Fleischstücke, die hautlosen Hühner und zerhackten Rinderteile attackierten meinen nüchternen Magen. Obwohl ich zunächst die Luft anhielt und dann nur durch den Mund atmete, vermischten sich die Fleischgerüche in meiner Nase mit den Ausdünstungen der Menschenmassen.

Ich erzähle das so detailliert, weil Sie mir sonst nicht glauben, dass es mir zu diesem Zeitpunkt tatsächlich gut ging, dass ich meine Krankheit, die von Heerscharen an Ärzten diagnostiziert worden war, endlich hinter mir gelassen hatte, auch wenn meine Frau das bis zu unserem letzten Gespräch abgestritten hat. Sie wissen ja selbst, wie sehr ich mich vor Menschenmassen fürchte, wie groß meine Angst vor Ansammlungen Fremder ist, wie schnell ich in überfüllten Räumen Panikanfälle bekomme, die meinen Hals zuschnüren und mich buchstäblich zu Boden drücken. In anderen Zeiten hätte ich es an einem Samstagvormittag nicht einmal in die Nähe des Naschmarktes geschafft. Ich hätte schon Probleme dabei gehabt, einen Fuß auf die Straße zu setzen, an schlimmen Tagen, wie ich diese Schübe noch heute nenne. Ich wäre in Schweiß ausgebrochen, hätte das Pochen meines Herzens bis in meine Fingerspitzen gefühlt, hätte auf das vertraute Gefühl gewartet, langsam immer kleiner und kleiner zu werden, schließlich ganz zu verschwinden, von den Menschen um mich nicht mehr wahrgenommen zu werden, nicht mehr ich zu sein. Nichts zu sein.

Doch nicht dieses Mal, mein Abstieg stand damals erst bevor. Ich blieb ganz ruhig, ich wartete auf mein Gemüse, mein Fladenbrot, auf meinen Käse. Ich dachte sogar noch daran, wie viel Kraft mich meine Entwicklung hin zu diesem Punkt gekostet hatte. Ich war stolz auf mich, ein neues Gefühl in meinem Leben.

Ich dachte an die Worte meiner Mutter:

»Ich mache mir Sorgen um dich. Wir brauchen einen Arzt.«

Sie hatte doch unrecht behalten. Es hatte lange gedauert, aber jetzt konnte ich ihr endlich zeigen, dass ich anders war als mein Vater, dass ich mich geändert hatte. Ich war ein neuer Mensch geworden. Als ich meine Einkäufe endlich verstaut hatte, war ich bereits auf dem Rückweg, als der Unfall mit dem kleinen Mädchen passierte. Ich fühle mich noch heute verantwortlich für das, was damals geschah.

Ich lief zwischen zwei Ständen hindurch zur Straße, und auch wenn da kein Fußgängerübergang und keine Ampel waren, war es doch der schnellste Weg nach Hause. Ich hörte nicht auf meine Angst, ich lief einfach los. Ich wollte zurück zu Sylvia, ich wollte unsere verletzte Wohnung nicht zu lange aus den Augen lassen, ich wollte die Löcher in der Wand weiter beobachten. Ich sah das Auto nicht kommen, das können Sie mir glauben. Ich kann mir bis heute nicht erklären, aus welcher Seitenstraße es herausgerast sein musste, ohne dass ich etwas gehört habe, das Aufbrausen eines Motors zum Beispiel oder das Quietschen von Reifen auf dem heißen Asphalt. In meiner Erinnerung ist es seltsam still, sind die Geräusche des Marktes gedämpft, bis der Lärm ganz plötzlich und ohne Vorwarnung ausbricht. Die Geschehnisse dieses Tages haben sich in meinen Kopf eingebrannt, doch hier schwimmen die Eindrücke jedes Mal. Ich höre noch das langgezogene Hupen des Autos, das Abwürgen des Motors und dann den Schrei des Kindes. Diese drei Geräusche haben sich über die Jahre, die seither vergangen sind, in ein Musikstück des Horrors verwandelt. In eine Begleitmusik meines Lebens, das von da an erneut einen komplett anderen Weg einschlug. Einen Weg, von dem ich noch kurz zuvor gehofft hatte, ihn vermeiden zu können, entgegen den Prognosen meiner Ärzte, entgegen den Befürchtungen meiner Mutter. Ich höre die unerträglich lauten Geräusche noch heute in meinem Kopf, viel lauter, als sie in der sogenannten Wirklichkeit gewesen sein konnten. Irgendetwas stimmt an dieser Erinnerung nicht, aber das spielt nicht wirklich eine Rolle. Meine Frau hatte einmal gemeint, für mich sei ohnehin realer, was in meinem Kopf passiert, als das was in der Welt um mich herum vorgeht. Die Geräusche brechen an dieser Stelle plötzlich ab und die Bilder laufen stumm weiter. Das blutende Bein des Mädchens, die klaren Tränen auf ihren Wangen und überall verstreut meine Einkäufe, die die Szene in ein Stilleben verwandelten. Die grünen Paprika,

die roten Tomaten, die vielen kleinen Oliven, die die Straße entlangrollten. Ich bemerkte jede Kleinigkeit, verband die drei Eindrücke, genau wie bei den Geräuschen, zu einem seltsamen Dreieck an Sinneseindrücken, das den gerade noch abgewendeten Tod des Mädchens bedeutete.

Und dann, etwas später, die leicht getönte Scheibe des Autos, durch die man nur schwer ins Wageninnere sehen konnte.

Was zuvor geschehen war, erzählte mir die Polizei erst einige Zeit später. Ich selbst hätte aus den Geräuschen und Bildern, die ich noch heute nicht miteinander in Verbindung bringe, keine sinnvolle Geschichte formen können, doch der offiziellen Erzählung konnte ich ebensowenig vertrauen. Angeblich war das Auto auf mich zugerast, ohne dass ich es bemerkt hatte. Das kleine Mädchen auf der anderen Straßenseite hatte mich warnen wollen, sich von der Hand seiner Mutter losgerissen und einen Schritt nach vorne getan. Einen winzigen Schritt, der trotzdem ausreichte. Ich hatte sie noch rechtzeitig gesehen, so erklärte man mir, und war auf sie zugelaufen, aber an das alles kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich muss sie wohl tatsächlich gerettet haben, das war das einzige Detail der Geschichte, das ich glaubte, selbst wenn dazu keine Bilder in meinem Kopf existierten. Bis heute jedoch verstehe ich an dieser Version eines nicht: Wenn ich noch genug Zeit gehabt hatte, sie von der Mitte der Straße wegzureißen, wenn mir noch die Sekunden zur Verfügung gestanden waren, diese Schritte auf sie zuzulaufen, dann war ich nicht wirklich in Gefahr gewesen, dann wäre das Auto auch bei voller Geschwindigkeit an mir vorbeigerast und hätte mir höchstens einen Schrecken eingejagt. Aber wie hätte das kleine Mädchen das wissen sollen, sie war ja kaum sechs Jahre alt? In dem Moment neben der Straße sah sie viel jünger aus, kleiner und zerbrechlicher. Sie hatte mich einfach beschützen wollen und uns beide dadurch in Gefahr gebracht, jetzt lag sie in meinen Armen, hielt die Finger gespreizt auf die aufgerissene Haut ihres Beins und versuchte, tapfer zu bleiben. Wenn ich mir ihr Bild heute in Erinnerung rufe, fallen mir wieder genau drei Dinge ein: ihre karminroten langen Haare, ihr hochgerutschter Rock und die zerrissene weiße Strumpfhose. Wissen Sie, was ich damals als Erstes dachte, als mein Gehirn den Anblick ihres zitternden Körpers verarbeitet hatte? Wer zieht seinem Kind bei dieser Hitze

eine so dicke Wollstrumpfhose an. Ein lächerlicher Gedanke, ich weiß, aber trotzdem der erste, der mir durch den Kopf schoss. Es hatte an diesem Tag fast vierzig Grad, aber ihre Mutter musste ihr trotzdem diese heiße Strumpfhose angezogen haben. Das ergab keinen Sinn, das würde niemand seinem Kind antun. Ich weiß nicht, warum ausgerechnet dieser Gedanke an die Wollstrumpfhose mich noch immer so aufwühlt. Vielleicht, weil die Szene für mich dadurch noch surrealer wurde, noch gespenstischer. Vielleicht, weil ich mir in derselben Sekunde die Frage stellte, wie alt mein Mädchen zu diesem Zeitpunkt geworden wäre. Ob ich ihr auch eine Strumpfhose angezogen hätte, ob sie ebenfalls zu retten gewesen wäre, wenn sie nur etwas länger durchgehalten hätte? Natürlich dachte ich an mein Kind, das ich hätte formen können, ganz allein nach meinen Vorstellungen, und durch diesen Gedanken kam alles zu mir zurück: meine Frau, ihre Freude über die Schwangerschaft, ihre Tränen im Krankenhaus und die endlosen Vorwürfe danach.

Ich dachte:

»Das ist alles nur in deinem Kopf.«

Die Stimme meiner Frau.

Ich dachte:

»Was taugst du, wenn du nicht einmal das schaffst?«

Die Stimme meiner Mutter, begleitet vom Anspringen des Motors, vom Aufheulen des wegrasenden Autos.

Alle Ermittlungen nach diesem Unfall führten zu nichts, trotz der vielen Zeugen. Ungeklärte Fahrerflucht, immerhin war dem Mädchen nicht viel geschehen, dank meiner Hilfe, so versuchte die Polizei mich zu beruhigen. Ein Glück, dass ich zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle gewesen war und schnell gehandelt hatte. Ich begriff: Das waren nur Ausreden, um die einfachste Erklärung glauben zu können. Ich bezweifelte sie von der ersten Sekunde an, schon deswegen, weil einfache Geschichten nie wahr sind. Als ich nämlich von dem Mädchen zum Auto aufsaß, da bemerkte ich etwas, das mir sofort seltsam vorkam und das ich wahrscheinlich nicht hätte bemerken sollen. Die Scheiben waren zwar getönt und man konnte nur schwer ins Innere sehen, doch als der Wagen ganz knapp an unseren Körpern vorbeifuhr, da trafen die Sonnenstrahlen in einem Winkel auf das Glas, der es mir erlaubte, den Arm des Fahrers am Lenkrad für eine Sekunde ganz genau zu erkennen. Er hatte nur die linke Hand am Steuer, in der rechten hielt er einen Fotoapparat. Kein kleines Modell für den Urlaub, eine große, professionelle Kamera mit langem Objektiv. Sonst sah ich nichts, doch wie ein Pfeil bohrte sich mein Blick in dieser kurzen Sekunde durch die Scheiben auf die Hände und impfte mir einen Zweifel an all den Worten ein, mit denen mich die Polizei später beruhigen wollte. Dann sprang das Auto nach vorne und raste weg, an die Ziffern des Nummernschildes dachte ich zu spät.

Ich erinnerte mich an die Worte meines Vaters:

»Du bist ja paranoid. Halt einfach den Mund und sei still.«

Ich dachte an meine Frau:

»Das ist alles nur in deinem Kopf.«

Diese Worte hatte sie erst kurz zuvor zu mir gesagt, nach dem Fund der Mauerteile in unserer Wohnung, als erneut das vertraute Gefühl der Angst in mir aufgestiegen war. Ich hatte damals jedoch dafür gesorgt, dass sie von den Umwälzungen nach diesem Vorfall nichts mitbekam, hatte den Wahnsinn, den ich wieder in mir fühlte, gut vor ihr versteckt. Die Ereignisse vor dem Unfall waren eben nur Warnschüsse gewesen, erst jetzt traf mich die Kugel mit voller Wucht. Wegen der Kamera im Inneren des Autos und wegen der Worte des kleinen Mädchens, die mit weit aufgerissenen Augen zu mir hochsah:

»Das Auto wollte mich umbringen.«

Vermutlich hätte ich sie beruhigen sollen, als sie diesen seltsamen Satz zu mir sagte. Ich hätte ihr Worte ins Ohr flüstern müssen, Worte der Ruhe und der Entspannung, nach der Aufregung des Unfalls. Doch ihr Gesicht war mir zu vertraut, der Ausdruck der nackten Panik in ihren riesig geweiteten Pupillen, ihr aufgerissener Mund, der schreien wollte und es gerade noch schaffte, diese Worte zu formen:

»Das Auto wollte mich umbringen.«

Doch von mir kam keine Antwort, die man von einem vernünftigen Menschen erwarten würde, die kam erst von ihrer Mutter, die einige Sekunden später über die Straße sprang. Von mir gab es nur Verständnis für ihre Angst, Spiegelung ihrer Gefühle.

»Ja«, murmelte ich ihr ins Ohr, einige Male.

»Ja, ja, ja.«

Ich verstand nicht, was die Kamera zu bedeuten hatte, warum der Fahrer so schnell wieder weggerast war, wo er das Mädchen doch nur gestreift hatte. Ich war immer noch auf der Suche nach einer logischen Erklärung, einer Geschichte, die meine Angst vertreiben konnte. Doch die Zweifel hatten sich längst in mir festgesetzt. Mein Kopf hatte damals die Rohrbombe in Deutschland noch nicht vergessen, an die niemand sonst mehr einen Gedanken verschwendete. Es war ein Attentat gewesen, das mittlerweile längst wieder aus den Medien war. Ich stellte sofort die Verbindung zu dem Auto auf der Straße her. Erst Jahre später würde ich erfahren, wie viel persönlicher dieser Unfall eigentlich war, wie viel näher an mir selbst, an meinem eigenen kleinen Leben, als ein anonymer Anschlag. In dem Moment auf der Straße, das zitternde Mädchen an meinen Körper gepresst, wusste ich nur, dass etwas nicht stimmte, dass nichts so war, wie es schien, dass ich mich hatte täuschen lassen, zur Ruhe zwingen, wo doch offenbar Schlimmes im Gange war. Ich wusste, dass ich etwas übersehen hatte, dass ich wieder einmal dabei versagt hatte, alle Informationen zu sammeln und richtig zu deuten. Und da bekam ich Angst, da griffen die Gefühle des kleinen Mädchens auf mich über, da spürte ich die bekannte Reaktion meines Körpers, das unregelmäßige Schlagen meines Herzens, das Engwerden meines Halses, den Schweiß auf meinem Rücken.

Ich dachte wieder an die Worte meiner Frau:

»Das ist alles nur in deinem Kopf.«

Wir wollen immer nur unser eigenes Spiegelbild in der Scheibe sehen, doch manchmal reicht ein Sonnenstrahl im richtigen Winkel, um uns unmissverständlich klarzumachen, was sich dahinter versteckt.

Sofort als ich nach Hause kam, wollte Sylvia von mir wissen, wo ich so lange geblieben war, ob mir etwas zugestoßen sei, doch ich wollte ihr nichts erzählen, hatte ihr schon zuvor nie etwas erzählen wollen. Aber sie ließ nicht locker, drohte mir mit meinen Ärzten und, noch schlimmer, mit meiner Mutter. Also nahm ich die Hand meiner Frau, zog sie in unser Badezimmer, drehte die Dusche auf und begann, sie auszuziehen. All diese Vorkehrungen hatte ich auf dem Heimweg längst vorausgeplant. Ich war zu unaufmerksam gewesen, aber nun wollte ich wieder einen Schritt voraus sein, wollte meine nächsten Züge im Kopf parat haben, planen und kontrollieren. Zuerst begriff Sylvia nicht, was ich von ihr wollte, doch dann sah ich die Tränen in ihren Augen. Gemeinsam stiegen wir in die Dusche und unter dem Wasserstrahl, der unsere Stimmen verschluckte, begann ich schließlich zu erzählen. Von dem kleinen Mädchen, von den beschwichtigenden Worten der Polizei und meinen Befürchtungen wegen der Kamera in der Hand des Lenkers. Alles begann von Neuem wegen dieses einen Blickes in ein Auto, der durch die getönten Scheiben eigentlich nicht hätte möglich sein sollen. Dieser Blick, dem der winzige Körper des Mädchens plötzlich völlig egal gewesen war, der sich nur mehr auf die Kamera fixiert hatte. All das erzählte ich meiner Frau, während sich das Wasser auf meiner Haut kälter und kälter anfühlte. Alles begann mit dem blutenden Mädchen, das am Naschmarkt zitternd in meine Arme fiel, mit dem Blick, den es auslöste, mit dem Ausdruck in ihrem Gesicht und den angsterfüllten Worten:

»Das Auto wollte mich umbringen.«

Das kleine Mädchen hatte recht gehabt. Sie hatte recht gehabt, das Schlimmste zu glauben, das Unwahrscheinlichste anzunehmen. Hinter jeder getönten Scheibe verbirgt sich etwas Ungewohntes, etwas, das das eigene Leben sofort aus der Bahn werfen kann. Es verbergen sich Menschen in ihrem Eigensinn, die Handlungen setzen, die einen berühren und verändern, ob man das will oder nicht.

Im Gesicht meiner Frau vermischten sich Tränen mit den Wassertropfen, die über ihren Kopf nach unten liefen, auf die Narben an der Innenseite ihrer Schenkel zu.

»Mach das nicht kaputt, mach uns nicht kaputt. Du zerstörst mich, wenn du wieder wirst wie früher, verstehst du das nicht? Das ist alles nur in deinem Kopf. Bleib bei mir, bleib hier.«

Doch ich war längst woanders. Einige Tage danach stand Simon im Wohnzimmer. Jener Simon, der mich zuvor so oft verraten und wieder gerettet hatte, dessen Mutter ich hatte sterben sehen, der seit unserer Kindheit so konstant in meinem Leben geblieben war wie sonst nur meine Angst.

Ich dachte:

»Das Auto wollte mich umbringen.«

Ich verstand nicht, warum er immer noch hier war, warum er mir wieder helfen wollte. Ich versuchte, meine nächsten Schritte vor auszuplanen, doch ich scheiterte daran, mir sein Motiv zu erklären, und das machte mich wahnsinnig, das zerstörte jede Ruhe, um die ich mit meinen Plänen rang. Ich brüllte ihn an, schlug auf ihn ein, doch er blieb ruhig. Was hatte ausgerechnet Simon mit der ganzen Geschichte zu tun, warum sollte ich mit ihm sprechen? Ich verstand einfach nicht, was das zu bedeuten hatte, wie seine Gefühle für mich aussahen, warum er mich nicht hasste.

»Ich bin hier, um dir zu helfen.«

Das sagte er schließlich, aber ich konnte ihm nicht glauben. Er setzte sich dennoch mit seinem großen, verschwitzten Körper auf unser Sofa, stellte mein altes Schachbrett vor mich und sprach ganz ruhig mit mir, doch zu diesem Zeitpunkt hatte ich längst die Telefonkabel herausgerissen und meinen Stuhl so ans Fenster gerückt, dass ich freie Sicht auf die Straße vor unserem Haus hatte, wo ich hin und wieder das Auto zu erkennen meinte, es aber nie rechtzeitig vor die Tür schaffte, um an die Scheibe zu klopfen, die Motorhaube zu zertrümmern, wie nach dem Tod meines Vaters. Zu diesem Zeitpunkt hatte längst jene Version meines Ichs von mir Besitz ergriffen, die ich kurz zuvor als Sicherheitsvorkehrung von mir abgespalten hatte, sollte ich sie je wieder benötigen. Jene Version, die gezeichnet war von Angst und Panik, von Wahnsinn und Medikamenten. Jene Version, von der ich gedacht hatte, sie mithilfe meiner Frau besiegt zu haben.

Ich dachte:

»Zu Hause ist alles voller Gift.«

Die Worte meines Vaters.

Ich dachte:

»Wenn du wirst wie dein Vater, bringe ich mich um.«

Die Worte meiner Mutter.

Auf sie konnte ich jetzt keine Rücksicht mehr nehmen. Ich war längst wieder jene Person geworden, deren Vorbild immer mein Vater gewesen war. Jene kranke Person, die wenig später einfach verschwinden würde. Noch spürte ich die Ruhe in unserer Wohnung, die seit dem Vorfall mit den Mauerteilen alle Sicherheit und Geborgenheit für mich verloren hatte. Es war eine Ruhe, die von Sylvia und Simon künstlich hergestellt wurde, um das Chaos und die Angst zu überdecken, die längst wieder hervorkroch.

Noch hörte ich Simons Worte:

»Lass dir helfen.«

Doch mir war nicht zu helfen.

Ich hörte:

»Du musst uns vertrauen.«
Doch an Vertrauen war längst nicht mehr zu denken.

*

Sie wissen, dass ich Ihnen die Zeit hier verrechnen muss.

Selbstverständlich, ich kenne Ihren Stundenlohn. Ich bin nur froh, dass Sie hier bei mir sitzen und ich Ihnen diese Geschichte erzählen kann, über Ihre Bezahlung sprechen wir später. Sie sehen übrigens ganz anders aus als in meiner Erinnerung, kleiner und schwächer, wenn Sie mir das nicht übel nehmen, und auch etwas älter. Ich hätte Sie jünger geschätzt. Wie alt sind Sie?

Etwas älter als Sie, fast fünfzig. Es wundert mich, dass Sie sich gar nicht mehr an mich erinnern, immerhin haben wir nicht zum ersten Mal Kontakt. Haben die Medikamente im Krankenhaus mein Gesicht wirklich völlig ausgelöscht?

Ich erinnere mich nur mehr verschwommen, wie durch einen Wasserschleier verdeckt. Ich habe bei unserem ersten Treffen wirklich andere Sorgen gehabt, als mir Gesichter einzuprägen, selbst wenn Sie mir damals geholfen haben und ich Ihnen in gewisser Weise sogar dankbar bin ... trotz allem.

Aber auf der Fahrt ins Krankenhaus, da haben Sie mich doch sofort erkannt. Haben Sie mich danach einfach wieder vergessen?

Daran erinnere ich mich nicht mehr.

Gut, es soll hier ja auch nicht um mich gehen. Dafür haben Sie mich sicher nicht kommen lassen, dafür bezahlen Sie mich nicht.

Sie haben recht.

Also, warum haben Sie mich dann hierherbestellt? Meine Zeit ist ja nicht billig, wie Sie wissen.

Meine Erinnerungen müssen aus meinem Gehirn. All diese Gedanken und Erzählungen müssen aufhören, wie Tischtennisbälle von einer Seite meiner Schädeldecke zur anderen zu springen und wieder zurück. Ich bin dankbar, dass Sie sich für mich Zeit genommen haben. Ich habe ja sonst niemanden, der mir zuhört, seitdem auch Simon nicht mehr mit mir spricht. Haben Sie noch Kontakt zu ihm, sucht er noch Ihre Hilfe?

Nein. Ich würde es Ihnen aber auch nicht sagen, wenn es so wäre.

Sie wirken unruhig, wollen Sie mir überhaupt weiter zuhören? Hier ist es kalt, aber der Balkon auf der Rückseite des Hauses heizt sich am Nachmittag zu sehr auf und ich habe gedacht, der Schatten hier auf der Terrasse wäre angenehm. Ich hoffe, Sie frieren nicht. Wenn wir noch ein bisschen warten, können wir sogar die Sterne sehen.

Ich fühle mich hier nur etwas unwohl.

Sie haben doch nicht etwa Angst vor Bobby. Der tut keiner Menschenseele etwas, und wenn er sie vorhin angeknurrt hat, dann darf Sie das nicht beunruhigen. Ich bekomme hier ja nie Besuch und er ist völlig auf mich fixiert. Er begleitet mich schon einige Zeit und erinnert mich an meine Kindheit. Ohne Sie wäre er ja auch gar nicht mehr hier. Aber das weiß er natürlich nicht. Ich glaube nicht, dass sich meine Nachbarn ähnlich gut um ihn gekümmert hätten, aber sie wären die einzigen Menschen für ihn gewesen, wenn ich nicht mehr zurückgekommen wäre.

Ich habe nicht den Hund gemeint. Normalerweise finden solche Gespräche zuerst in meinem Büro statt, nicht in Privaträumen. Das hier ist etwas ungewöhnlich, normalerweise bestehe ich auf den herkömmlichen Weg.

Ich kann mit dem Wort herkömmlich nichts mehr anfangen. Nichts an unserem Treffen ist herkömmlich, warum sollte es der Ort sein?

Verstehen Sie mich nicht falsch, Sie haben es wirklich schön hier und ich genieße den Wind, mir ist nicht kalt. Ich bin sogar froh, ein paar Tage aus der Stadt verschwinden zu können, aber es fühlt sich dennoch ungewohnt an, hier zu sitzen. Verboten beinahe, es überschreitet eine Grenze.

Sie wissen ja, dass ich mich von hier nicht mehr fortbewege. Außerdem gibt es keinen Ort, der besser dazu geeignet wäre, meine Geschichte zu erzählen, als diese Terrasse. Sehen Sie sich um. Schauen Sie ganz genau hin, noch ist es nicht zu dunkel dafür. Schauen Sie zwischen den Nachbarhäusern zu den Feldern, zu der kleinen Kapelle in einiger Entfernung und zu dem Waldstück, das da hinten rechts beginnt. Und dann schauen Sie nach links, den kleinen Abhang hinunter, zum Teich, den meine Mutter vor so langer Zeit angelegt hat, zur Betonrotunde, die mein Vater für meine Mutter in einer seiner guten Zeiten gemauert hat, und auf der ich als kleiner Junge so gerne gesessen bin und gelesen habe. Und was sehen Sie? Denken Sie ruhig nach. Richtig, Sie sehen nichts. Weil es rein gar nichts zu sehen gibt. Nichts, das speziell oder außergewöhnlich genug wäre, erwähnt zu werden. Und darum kann ich Ihnen all das erzählen, was ich Ihnen erzählen werde. Weil hier alles gleich ist, weil es kein davor und kein danach gibt, keine Dauer. In meinem Kopf existiert alles gleichzeitig und nebeneinander. Alle meine Erinnerungen sind da, und ich möchte sehen, welche davon nur Fantasien sind. Ich habe hier nichts mehr zu erleben, es ist alles zu Ende, die Gegenwart hat mir nichts mehr zu bieten. Und darum kommt die Vergangenheit zurück, das schon lange Vergessene, das ganze gelebte Leben. Ich möchte Ihnen mein Leben erzählen, weil ich es selbst nicht mehr kenne, weil ich es mir wieder ins Gedächtnis holen will, um meine Erinnerungen und die Erzählungen anderer über mich gegeneinander abzuwägen. Ich will Verdrängtes zurückholen und wieder wissen, warum ich es überhaupt verdrängt habe.

Geben Sie mir noch ein Bier, bevor Sie weitererzählen. Und beantworten Sie mir eine Frage, die ich einfach stellen muss: Wie sind Sie auf mich gekommen?

Sie haben schon einigen Menschen in meiner Familie geholfen: meiner Frau und meiner Mutter, sogar Simon. So, wie es keinen besseren Ort gibt, um meine Geschichte zu erzählen, gibt es keinen anderen Menschen, der besser geeignet wäre, sie zu hören.

Ich hoffe nur, ich kann Ihnen wirklich helfen. Sie haben doch Ihre Medikamente, und ich weiß nicht, ob ich besser wirke als die. Was nicht heißt, dass ich ein kühles Bier und eine gute Geschichte nicht zu schätzen wüsste.

Wissen Sie, ich kann meinen Erinnerungen nicht mehr vertrauen. Meine Gedanken bewegen sich auf dünnem Eis. Mein Gehirn ist wie ein Sieb, durchlöchert von unzähligen Medikamenten. Nach draußen dringt nur, was von den Löchern durchgelassen wird. Darum sind meine Erinnerungen auch so sprunghaft, zersplittert wie mein Gehirn, das durch meine Ängste zu einem Labyrinth wurde. Es reicht eine Kreuzung und ich bin plötzlich ganz woanders, in einer anderen Zeit. Eine Wende und ich bin wieder bei dem kleinen Mädchen am Naschmarkt, ein Schritt und ich bin in meinem Bunker über dem Laufhaus.

Ich bin nicht sicher, ob ich Sie wirklich verstehe.

Das macht nichts, ich will versuchen, einen Weg durch dieses Chaos für Sie zu finden. Ich will das machen, womit Simon mich schon einmal gerettet hat: Ich will kleine Erzählungen aus meinem Leben formen, ich will Ihnen Geschichten erzählen, um den roten Faden in meinem Leben zu finden. Vielleicht hilft mir das auch dieses Mal.

Sind das Notizen, die Sie sich gemacht haben?

Ich will die Dinge, die noch in meinem Kopf sind, nicht vergessen. Ich will sie Ihnen so getreu wie möglich erzählen.